

## Die Ackerbauer von Berlin.

(Von unserem Berliner Korrespondenten.)

Berlin, im April.

Vater, Mutter und Kinder — sie alle ziehen jetzt in den Kampf gegen England. Der Pflug, Schaufel, Harke und Spaten werden hervorgeholt. Man läßt sich nicht aushungern. Alle Tage hat man uns gesagt, daß ein Teil des Krieges von uns Dabeingeblichenen gewonnen werden müsse. Deshalb essen wir K-Brot und bekommen ein kleines Quantum Mehl. Jetzt weiß man ja auch in Wien, was die Brotmarke ist und was sie bedeuten kann. Indessen, wer nichts tut, als sich unterwerfen, hat noch immer wenig getan. Denn mit allem Zufrieden sein — kann dafür heute wirklich noch eine Anerkennung verlangt werden?

Anderer, die zu alt oder zu jung sind, das Gewehr zu nehmen, kämpfen auf eine neue, schöne Weise gegen England. Sie werden Ackerbauer. Schnell, wie nur die organisierte Schaffensfreude des Berliner zur Stelle sein kann, vollzieht sich ein Umwandlungsprozeß; die Industriestadt wird zum Agrarstaat. Allzu großen Vorstellungen darf man sich nicht hingeben, denn das Häusermeer läßt der ackerbautreibenden Bevölkerung wenig Raum. Wo immer aber zwischen zwei Mietkasernen eine Lücke geblieben, wird dieses Stück Feld umgeschaufelt, geätet und für den nützlichsten Zweck vorbereitet. Berlin hat zwar einen Stamm trefflicher Züchter und Ackerbauer: das sind die Laubenkolonisten, deren Zahl in die Zehntausende geht und die auf ihrem Erdenflecken oft den eigenen Gemüsebedarf erringen. Im übrigen sind diese „Dauern“ Fabrikarbeiter. Samstag abends, am Ende jeder Arbeitswoche, verwandeln sich die Handwerker in Gutsbesitzer. Es gehört wenig Geld und viel Naturstun dazu. Was sonst an hygienischen und sozialen Werten in der Laubenkolonisation steckt, hat die Regierung immer erkannt und gefördert. Das lohnt sich jetzt, wo die Kolonisten zu Bodenkämpfern wurden.

Sie sind — sozusagen — die Vorkämpfer. Neben ihnen aber ist eine neue Schaar entstanden: Studenten, Bankbeamte, beschäftigungslose Künstler und Leute, die nicht arbeiten müssen, das sind die neuen Ackerbauer von Berlin. Im grauen Morgen ziehen viele von ihnen auf das „Feld“, das zumeist hinter dem Wohnhause liegt, und arbeiten dort bis zum Beginn der Arbeitsstunde — der anderen Arbeitsstunde nämlich. Sie wirken hier und wirken dort, und ich glaube, daß ihnen das eine viel mehr Freude macht, seit sie das andere üben dürfen.

Das Feldstück, auf dem man Kartoffel, Gemüse und wieder Kartoffel anbaut, erhält der Großstadtbauer zumeist kostenlos. Er arbeitet nicht für sich allein, er wirkt für die Allgemeinheit. Und er hat, wie so viele andere, „einem Ruhe Folge geleistet“. Das stärkt den Sinn für die Notwendigkeit dieser Arbeit.

Tausende arbeiten jetzt in den frühen Morgenstunden und an den freien Nachmittagen auf den Parzellen zukünftiger vierstöckiger Häuser mit Ackergeräten. Aller Luxus ist verbannt. Wer früher ein Blumenzüchter gewesen, ist jetzt Kartoffelbauer. Aus Sport ward Ernst. Und diese Weltstädter, die plötzlich Ackerbauer wurden, sind dem Ernst so hingegeben, wie andere zu anderen Zeiten dem Sport. Es sind nichtuniformierte Soldaten, die Ackerbauer von Berlin.

M. Sch.